

Halle'sche Zeitung.

Verlag: Preis... Halle, Leipzig, Druckerei...

Anzeige-Gebühren... Halle, Leipzig, Druckerei...

Nummer 247.

Halle, Mittwoch, 30. Mai 1894.

186. Jahrgang.

Neueste Nachrichten.

(Eigene Drahtberichte und Fernsprechnachrichten.) Berlin, 30. Mai. Bei dem gestrigen Festmahle des...

eine übermäßige Belastung des Grundbesitzes abheben. De Nicolò...

dessen Haus einbringend und dort die Ehre von dessen Frau und...

Die orientalische Frage.

Der Dreifund ist von jeher der französischen und russischen...

Nicht minder heftig sind die Erörterungen der Zeitungen West-

Deutsches Reich.

* Der Kaiser begab sich am Dienstag früh um 7 Uhr...

Paris, 29. Mai. Die 'Patrie' behauptet, Turpin habe in...

Dieses Diplomatie, welche sich auf dem Berliner Kongress...

Vermischtes.

Das Spreien in America scheint, den Schilderungen des ...

und es gänzlich unbekannt ist, den Thee oder Caffee auf dem Zimmer ...

Parlamentarische Cynologie. Sprachforscher haben viel ...

Zehn Personen von einem wuthkranken Hunde gebissen. ...

strophe, die sich bekanntlich am 13. März 1892 in einer Grube zu ...

Volkswirthschaftlicher Theil.

Drahtnachrichten.

Neu-York, 28. Mai. Der Dampfer des Nord- ...

Ungarn ist der Stand des Sommers wie des ...

Neu-York, 28. Mai. Weizen-Anfang fest und während ...

Bonn internationalen Getreidemarkt.

(Original-Notenbericht der Hall. Zeitung.) ...

Vermischte Nachrichten.

Die Silberkommission hat am 29. Mai, 2 Uhr Nachm. ...

Wachmärkte.

Table with columns for market types (e.g., Leipzig, Magdeburg) and various goods (e.g., flour, oil) with prices.

Marktberichte.

Leipzig, den 29. Mai. Productenmarkt. Bericht von ...

Magdeburger Börse vom 29. Mai.

Table with columns for market types (e.g., Magdeburg) and various goods (e.g., flour, oil) with prices.

Berliner Productenbörse.

Berlin, 29. Mai. Weizen. Weizen: höher, wachsende ...

Familie Hartwig.

Roman von Ernst Eckstein.

(Nachdruck verboten.)

[22] Lassen Sie doch Ihr Holz gleich unten, meinte Holm Schubart.

Das ist auch wahr! Ich danke Ihnen, Herr Doktor! Was soll ich mich da lange noch schleppen! Zu dumm von mir! Und ich spüre, weiß Gott, kaum noch den Buckel mehr.

Nun stellte sie ihre Last neben die Rükenthür. Das störte da Niemanden — und sie würde ja morgen früh ohnedies wohl die Erste sein.

Jesses, nun hab ich kein Streichholz! sagte sie halblaut, als sie die Stufen hinaufstieg.

Holm erbot sich, ihr auszuhelfen. Es machte ihm eine seltsame Freude, der alten Frau diesen unbedeutenden Dienst zu leisten. Als sie ihr Kämmerlein aufgeschlossen, setzte er einen Wachszünder in Brand, trat mit ein und steckte ihr das dürftige Lämpchen an.

Zu göttig, zu göttig! stammelte Mutter Jhlsen. Rein, wie komm ich mir vor, Herr Doktor! Aber ich hab's ja immer gesagt, je gescheiter die vornehmen Leute, um so freundlicher sind sie gegen uns Arme! Auch der Herr Gymnasialdirektor Bloch ist so ein lieber Herr, der sich nicht für zu gut hält, einer alten Schlampanne wie ich mal ein herzliches Wort zu sagen. Das macht die Gelehrsamkeit und der große Verstand! Da sehen die Herren wohl ein, daß wir ja allesamt Gottes Kinder sind und aus Erde geschaffen, ob reich oder Bettler.

Aber so eine, wie Heispielsweise die Vahlbergin, — ja, die hatte sich lieber die Zunge ab, eh sie mal thäte wie du und du . . . Und ihre Mutter ist doch nichts Besseres gewesen als ich, und der Vater ein ganz gewöhnlicher Handwerksbursche.

Ja, Mutter Jhlsen, das ist nun mal so in der verdrehten Welt, sagte Holm Schubart. Die Arbeit, der doch die Menschheit Alles verdankt, wird gering geschätzt, nur der Besitz, nur das Aufspeichern von Arbeitswerthen, die man nicht selber geschaffen hat, gilt für ehrenvoll. Vielleicht kommt's einmal anders . . . Vielleicht!

Wenn Sie das sagen, muß ich's ja glauben. Sonst mücht ich's doch für ein großes Wunder halten, schwieriger als die Speijung der fünftausend Mann. Na, wie Gott will! Ich erleb es wohl nicht und wir auch gleich sein. Aber Sie stehen da zwischen Thür und Angel und ich überliche Person biet Ihnen nicht einmal einen Stuhl an! Es ist zwar spät, aber da Sie mir heute doch nun zum ersten Mal die Ehre erweisen . . .

Ich fürchte, Sie aufzukalten.

Gott bewahre, Herr Doktor! Ich brauche nicht so viel Schlaf! Und es macht mir die größte Freude . . . Was sagen Sie, ist es nicht hübsch hier? Ich meine, für eine alte, runzliche Frau, die Gott danken muß, wenn er sie überhaupt noch am Leben läßt . . .

Sehr hübsch! bestätigte Holm Schubart gerührt.

Aber er sprach nicht die Wahrheit. Dies Kämmerchen war nur ein dürftiger Unterschlupf, öde und eng, und trotz des geöffneten Dachfensters ganz außerordentlich heiß. Als einziger Schmuck hing an der bläulich getünchten Wand ein Haussegel auf Straminpapier. Außer dem gußeisernen Bett und der Strickmaschine enthielt es an Mobilien nur einen Stuhl und eine gelblich gebeizte Truhe. Daneben stand ein heuliger Eimer und ein grün-irbener Waschnapf mit Zubehör.

Frau Jhlsen setzte sich auf den Rand ihrer Bettstatt.

Ein biſchen beschränkt bin ich im Raum, sagte sie wie entschuldigend. Sie müssen vorlieb nehmen.

Bei dem unruhigen Fladern der kleinen Petroleumlampe entspann sich nun ein Gespräch, bei dem Frau Jhlsen vornehmlich das Wort führte, während Schubart nur ab und zu eine Frage dazwischen warf. Die Alte erzählte von ihrer Berufstätigkeit, vom Scheuern und Waschen und Holzhacken; und wie ihre Schwester Louise neuerdings wieder so viel beim Apotheker brauche, und ihre Nichte, die Bertha auch, weil ihr der Medicinalrath Knapp Eisentinktur verschrieben habe von wegen der Bleichsucht. Die Bertha brachte sie auf das Weißwaarengeschäft und die Frau Kammerrath Sturm, die zwar sonst ja ein biſchen stolz war — der Herr Doktor nahm das wohl weiter nicht übel —,

aber gegen die Bertha gar nicht, sondern freundlich und rüchſichtsvoll, und sie immer einmal auf ein Stündchen ins Freie schickte, weil sie das Treten an der Maschine nicht gut vertrug. . . . Schlimm, sehr schlimm, falls es nun mit der Bertha zunahm . . . Sie hatte jetzt Lippen wie Wachs. Schließlich konnte man der Frau Tante nicht zumuthen, die Bertha voll zu bezahlen, wenn sie nichts leistete . . . Das war eine trübe Aussicht für Mutter Jhlsen. Aber sie sagte nicht. Gott sei Dank war sie ja fest wie Stahl, und wenn's nöthig war, und die Bertha verdiente nichts, so würde Frau Jhlsen noch ein paar Stunden später zu Bett gehen und Strümpfe stricken, was nur das Zeug hielt. Da mit der Strickmaschine ging es ihr gut von der Hand; oh, das war eine schöne Erfindung! Und jetzt kam auch die Zeit, wo sie mit dem beständigen Abzahlen fertig war . . . Dann würde es fluschen . . . Nein, sie zerbrach sich da weiter den Kopf nicht. Immer vorwärts — fleißig und ohne Nebengedanken! Dann gab der Himmel schon seinen Segen dazu!

Als Schubart sein Zimmer betrat, fühlte er sich innerlich wie gestählt. Auch er hatte ja für ein bleichsüchtiges, armes Geschöpf zu sorgen, bei dem alle Medicamente der Aerzte und Quacksalber bis jetzt nicht hatten anschlagen wollen: für die Ent-erbt, für die ungezählten Millionen, die sich tagtäglich in harter Tret-Arbeit an der Maschine der Production mühten. Für sie wollte er kämpfen und ringen mit der nämlichen Selbsterleugnung, wie diese einfache alte Frau für die Ihren. Keine Aussicht auf Undank sollte ihn abschrecken, keine Hoffnung der Eignung ihn verlocken. Ein Sturm von Begeisterung ging brausend durch seine hochschwellende Seele. Das liebliche Mädchen, das ihm so herzlichlich zugethan war, würde sich schon mit der Nothwendigkeit dieses Schicksals zurecht finden; sie würde begreifen, daß er um ihren Besten nicht werden durfte, wenn er sich selber treu bleiben, wenn er das Ziel seiner großen Gedankenarbeit sieghaft erreichen wollte. Und war es denn ganz unmöglich, daß sich zwei Herzen in Freundschaft banden, wenn die Gewalt der Verhältnisse einem Liebesbündniß den Weg verlegte?

Fest überzeugt, daß eine derartige Lösung vollkommen denkbar sei, ging er zur Ruhe. Er hörte noch, wie Frau Jhlsen das Fenster schloß. Dann verwirrten sich ihm die Sinne zu einem unruhigen, traumvollen Schlaf.

Am folgenden Morgen erhob sich Schubart außerordentlich früh. Er hatte verabäumt, die Vorhänge niederzulassen; der Reflex von dem Bäckerhaus, dessen gelbroth getünchte Breitseite voll in der Offsonne glänzte, fiel auf sein Antlitz und weckte ihn. Es war erst fünf, aber er sprang sofort aus dem Bett. Ein stürmischer Arbeitsdrang packte ihn mit der Gewalt eines Heil-Zustinctes.

Unter dem Ankleiden schaute er auf den Platz, wo sich das Leben schon merklich zu regen begann. Ländliche Fuhrwerke rollten über das Pflaster und verloren sich in der Ringasse, denn heute war Markttag. Der Schutzmann Schneidemin Schritt in blinkender Uniform an den Stufen des Röhrbrunnens vorbei und wechſelte ein hulvolles Wort mit den städtischen Kehrwedern. Aus der Thüre der Halbmondbäckerei traten die Bäckerjungen mit ihren Semmelkörben und carambolirten fast mit der Jhlsen, die jetzt eben quer über Eck daher kam, die gestrige Holzlast auf dem gebeugten Rücken, in der Hand ihre schwerbaumelnde Tasche . . .

Holm Schubart öffnete beide Fenster und setzte sich. Es that ihm wohl, so von der strömenden Zugluft umspült zu werden: das Rascheln und Rollen da draußen störte ihn nicht. Einmal noch fiel ihm der unbeschreibliche Ausdruck stiller Glückseligkeit ein, der gestern im Scheine des Mondlichts über das Antlitz Grethens geglitten war — dann aber siegte Karl Marx und die Lehre vom werdenden Kapital. Holm Schubart beugte sich über den aufgeschlagenen Band, zog seine früheren Aufzeichnungen zu Rathe, las und schrieb — oder versank minutenlang in jene contemplative Starrheit, die uns taub macht gegen die Stimmen der Außen- und Innenwelt.

Um sechs Uhr klinkte man leise die Thüre auf. Es war Pauline, die ihm den Kaffee brachte. Zweimal hatte sie angeklopft, ohne daß Schubart „Herein!“ gerufen. Nun setzte sie ihm das Brett mit der Tasse und den zwei Semmeln auf die Kommode. Sie hat um Entschuldigung; man habe gehört, daß er vor einer Weile schon aufgestanden sei; da habe die Mutter geglaubt, man dürfe ihn mit dem Kaffee nicht so lange warten lassen.

Holm dankte ihr für die Aufmerksamkeit. Im Grunde war er jetzt froh, daß es immer Pauline war, die ihm das Frühstück brachte, und nicht Margarethe. Ein Blick in das wonnesame Gesicht Grethens würde ihm stark die philosophischen Kreise gestört und die kaum erst eroberte Ruhe qualvoll beeinträchtigt haben. Ueber den Eindruck von gestern mußten erst Tage des Fleißes und der entsagenden Selbstbeherrschung dahingehen, ehe Schubart es wagen durfte, wieder dies Lächeln zu schauen, das ihn so unbeschreiblich verstrickt und verzaubert hatte.

Holm frühstückte rasch und stürzte sich dann von Neuem heiß in die Arbeit. Und es hatte nun fast den Anschein, als wolle das Schicksal die Selbstverleugnung, die er sich auferlegt, durch eine ganz besondere Huld weitmachen, denn klarer als je krystallisierte sich ihm die Erkenntniß, daß nicht nur Lafalle und Karl Marx, sondern sämtliche Nationalökonomten das verbende Kapital und seine Bedeutung stark überhöht hatten. Ahnungsweise suchte ihm schon jetzt durch die Seele, was er dereinst an Stelle dieses bedenklichen Grundirrhums setzen würde; aber noch war er zu scheu und nicht gründlich genug vorbereitet, um seine Ahnung zu präcisiren.

Kurz vor Acht wurde Holm Schubart durch den Chefredakteur des Grönstädter Anzeigers in seinen Betrachtungen unterbrochen.

Barbon! näselte Herr van Hees, der ein mehrblättriges Manuskript zwischen den Fingern hielt. Ich ahnte nicht, daß Sie schon jetzt über der Arbeit sind.

Bitte! sagte Holm Schubart ein wenig kühl, denn der Besuch seines Zimmernachbarn plagte ihm in der That mitten in die ergiebige Spekulation.

Bruno van Hees jedoch war nicht der Mann danach, durch eine Kleinigkeit, wie die Mißstimmung eines Gestörten, sich abschrecken zu lassen. Auch stand er ja neuerdings mit Holm Schubart wieder ganz ausgezeichnet. Durch eine jener geschickten Wendungen, in denen er Meister war, hatte er jegliche Mitver-

antwortlichkeit für die Unart des Lieutenants von Schelling rundweg abgelehnt und die Sache so dargestellt, als habe sich Fräulein Grethe noch strenggenommen bei ihm, Bruno van Hees, für die tactvolle Intervention zu bedanken. Holm Schubart hatte die völlige Unschuld des Chefredakteurs rückhaltlos anerkannt; die Spannung war ausgeglichen; nun galt wieder im bisherigen Umfang das akademische Camisol-Recht.

Ich komme nämlich, um Ihren Rath zu erbitten, sagte der Journalist im Ton eines Laien, der zu dem Fachmann redet.

Der Blick, mit welchem er diese Worte begleitete, die aristokratische Handbewegung, die leise Verbeugung, bei der die hochblonden Locken des schönen Mannes ein wenig nach vorn überwallten — dies Alles hatte etwas so liebenswürdiges, daß Schubart nicht wohl umhin konnte, seinen Verdruß zu bezwingen und dem Herrn Chefredakteur einen Stuhl anzubieten.

Es handelt sich nämlich, fuhr Bruno van Hees fort, um eine volkswirtschaftliche Frage, die mir nicht vollständig klar ist. Ich habe hier einen längeren Aufsatz darüber geschrieben. . . . Obgleich sie Ihnen nicht vollständig klar ist? fiel Schubart ihm ersaumt in die Rede.

Warum nicht? Doconde discimus! Man instruiert sich über ein Thema nie gründlicher, als wenn man darüber schreibt. Zudem: Zeit ist Geld — und Alles kann der Mensch nicht unmittelbar an der Quelle schöpfen.

Gewiß nicht. Aber ich dachte . . .

Lieber Herr Doktor, Sie kennen nicht die Verhältnisse eines deutschen Localblattes. Da geht's urwüchsig her und außerordentlich praktisch. Unsere Hauptmitarbeiter sind Schere und Kleistertopf: Alles schneiden wir aus und pumpen's und fohlen's — vom Leitartikel bis herab zum Vermischten. Ich allein liefere dem Blatt Original-Artikel. Soll ich mich da in geistige Unkosten stürzen und für die paar hundert Mark Monatsgehalt Vorstudien machen wie Mommsen zu seinen Geschichtswerken? Ehrgeiz und Ruhmsucht liegen mir fern. Ich bin eigentlich in die Journalisten-Carrière hereingekommen, ich weiß selber nicht wie. Nun ich mal drin bin, treib ich's genau wie die Andern. . . . Glauben Sie mir, es hat eine Zeit gegeben, da auch mir höhere Ziele vorschwebten, leuchtende Ideale, die ich jetzt nur noch kritisch vertheidigen kann gegen die banausische Ueberhebung der Unkunst. . . . Lesen Sie meine Theaterberichte: da wird Ihnen klar werden, auf welchem Gebiet ich berufen, aber nicht auservählt bin. . . . (Fortsetzung folgt.)

„Mädel, sei schlau!“

Von Julius Keller.

(Nachdruck verboten.)

Es war das Pracht-Exemplar aller Bouquets, das Herr von Lenzfeld dem niedlichen Kammerfächchen entgegenstreckte, während es ihm die Thür zum Bouboir der Herrin öffnete.

„Das gnädige Fräulein noch nicht aufgestanden — — aber Lieschen, wie sehn Sie denn aus? Ist Ihnen über Nacht der Herzallerliebste untreu geworden?“

Lieschen sah in der That so betrübt aus, daß diese Frage des verdußt dreinschauenden Cavaliers wohl berechtigt war.

„So reden Sie doch,“ fuhr dieser drängend fort. „Drei volle Tage lang hat mich das Gesicht von diesem Hause fern gehalten, und nun, da ich mit freudig erregtem Herzen endlich meinen Fuß wieder über die Schwelle setze, begrüßt mich da ein Gesichtchen, das — — na, aber so schießen Sie doch endlich los, Geheimnißkammerin!“

Lieschen sah ihn an, schwieg aber noch immer. Sie deutete nur mit ausgestreckter Hand auf eine leere Blumenvase und schickte sich dann an, das Zimmer zu verlassen.

Lenzfeld folgte ihrem Wink und steckte das Bouquet mit einer Fürsorge, die dem Breiße des Objectes entsprach, in die Vase. Dann wandte er sich wieder der Jose zu. Sein nicht unshönes, aber etwas blästrtes Gesicht hatte sich in ernste, gemessene Falten gelegt, als er in förmlichem Tone sagte:

„Das gnädige Fräulein wird ja wohl für mich zu sprechen sein?“

„O gewiß. Sie bittet den Herrn Baron nur um einige Augenblicke Geduld.“

Diese Worte kamen so gedrückt und kleinmüthig heraus, daß der Baron nicht umhin konnte, noch einmal mit Fragen in das Mädchen zu dringen.

Liesbeth aber schüttelte nur das hübsche Köpchen, seufzte melancholisch und verließ dann das Zimmer.

Ganz verdußt blieb Lenzfeld zurück. Er vergaß vor Verwunderung sogar seinen Hut abzulegen, sondern blickte suchend

und prüfend im Zimmer umher, als gelte es, hier irgend eine große Veränderung zu entdecken.

Diese Prüfung schien ihn jedoch wieder zu beruhigen. Das reizende kleine Gemach, das Musterstück eines mit vornehmer Eleganz eingerichteten Künstler-Boudoirs, strömte heute dieselbe Behaglichkeit und gute Laune aus, wie immer. Alles stand an seinem alten Platz, nichts deutete darauf hin, daß die Bemohnerin Stunden der Aufregung oder Unruhe verlebt haben könne.

Noch immer nachdenklich, begann er mit den Quasten seines Sessels zu spielen und eine Melodie leise vor sich hin zu pfeifen. Aber nach wenigen Minuten stand er doch von Neuem beunruhigt wieder auf und trat ans Fenster.

„Sie läßt mich lange warten, die holde Goldbelse,“ monologisirte er, — „wahrscheinlich, um meine Aufregung zu steigern und dann mit der Erklärung mehr Effect zu erzielen. Wahrhaftig, ich bin aufgereggt, und es ist auch kein Wunder. . . ein Heirathsantrag ist schließlich kein Pappenspiel. . . . Da macht man sich eine schöne Rede zurecht und spricht mit einem Feuer und einer Wärme, die einen selbst in Erstaunen setzt, und dann heißt es: Kommen Sie in drei Tagen wieder! . . . In drei Tagen! Das ist schon verdächtig. Noch mehr: es ist raffiniert, ein freventliches Spiel mit unsern heiligsten Empfindungen.“

Er durchmaß einige Male in erhöhter Ungebuld das Gemach und drehte in nervöser Erregung die Enden seines martialischen Schnurbartes. Aber lange sollte er nicht mehr zu leiden haben. Nur wenige Minuten vergingen noch, dann öffnete sich die Thüre, und die junge gefeierte Sängerin, die umschwärzte Diva des Opernhäuses, rauchte ins Gemach.

Sie war in eine entscheidende Haustoilette gekleidet und glück in ihrer vornehmen Erscheinung — wie Lenzfeld sagte — „einer rein geborenen Fürstin.“

„Sagst eilte er ihr entgegen, prallte aber fast zurück, als er ihr in das sonst so schelmisch lachende Antlitz blickte.“



Himmel! Wie schwermüthig sah die schöne Hilba heute aus. Ein Schleier der Wehmuth war über ihre Züge gebreitet, in ihren großen blauen Augen lag ein Ausdruck schmerzlicher Resignation, und als sie ihm die schlanke Hand entgegenstreckte, bemerkte er deutlich, daß diese zitterte.

„Willkommen, mein lieber Baron“, sagte sie mit umflorter Stimme, „wie danke ich Ihnen für Ihre zarte Aufmerksamkeit“, — dabei wies sie auf den prächtigen Blumenstrauß. „Ich bedarf jetzt solcher Zeichen wahrer Zuneigung mehr denn je . . .“

„Aber mein theures, gnädiges Fräulein! Sie sehen mich starr! . . . Welche Wandlung ist während dieser unseligen drei Tage meiner Abwesenheit mit Ihnen vorgegangen? . . . Sagen Sie mir doch gleich offen: was ist geschehn? . . . Wer hat Sie getränkt, beleidigt? Wen soll ich zur Rechenschaft ziehn.“

„O, mein Freund! . . . Davon kann hier keine Rede sein . . . Was mir geschehn, — kann menschliche Gewalt nicht bekämpfen.“

Er fand auf diese Worte keine Entgegnung, und starrte sie nur fassungslos an.

„Ich habe Ihnen eine traurige Enthüllung zu machen.“

Nun fuhr er wirklich zusammen.

„Ah! . . . ah! . . . jetzt beginne ich zu ahnen . . . Es giebt einen dunkeln Punkt in Ihrem Leben, ein Etwas, das Sie mir bisher verschwiegen und das Sie nun zwingt, meine Werbung abzulehnen?“

Ihre Blicke wurden etwas lebhafter, als sie erwiderte:

„O nein! Das ist es nicht. Im Gegentheil. Es erfüllt mich mit Freude, Ihnen zu sagen — daß ich bereit bin — die Ihrige zu werden.“

„Oh, — Fräulein Hilba, ist das wirklich Ihr Ernst, — wirklich?“

Er brachte das in merkwürdiger Verwirrung heraus. Warum jubelte er nicht auf bei diesen Worten? . . . Er vermochte sich es selbst nicht zu erklären, aber die Art ihrer Zusage und die begleitenden Umstände machten einen ganz seltsam beunruhigenden Eindruck auf sein Empfinden.

„Verzeihen Sie, theuerste Hilba,“ begann er verlegen, „ich möchte Sie nicht verlegen, aber Sie geben mir Ihre Zusage in einem so merkwürdigen Tone —“

„Zürnen Sie mir deshalb nicht, Baron . . . Wenn Sie wüßten! . . . Gerade jetzt ist Ihre Bewerbung, Ihr freundlicher Antrag meine einzige Stütze, mein einziger Halt . . . Wenn ich jetzt Sie nicht hätte . . .“

Sie war bei diesen Worten langsam auf ihn zu gekommen, aber — unerklärliche Empfindung! — Anstatt beseligt vor ihr in die Knie zu sinken, retirirte er instinktmäßig Schritt für Schritt, als wolle er sich ihrer Zärtlichkeit entziehen.

„Meine Gnädigste . . . Sie machen mich mit diesen räthselhaften Andeutungen ganz bestürzt . . . So sagen Sie mir doch vor Allem, was Sie betroffen hat?“

„Ein trauriges, — sehr trauriges Geschick, das freilich Sie vielleicht nicht ganz so schmerzlich empfinden werden.“

Nast ärgerlich fuhr es ihm heraus: „Aber um Gotteswillen, was ist denn das für ein Geschick?“

Sie trat ganz dicht zu ihm heran, legte die Hand auf seine Schulter — es wurde ihm höchst unbehaglich dabei — sah ihm mit unsäglich wehmüthigen Blicken fest in die Augen und sprach dann tonlos:

„Ich habe meine Stimme verloren.“

Mit einem heftigen Ruck besreite er sich von der auf ihm lastenden Hand und trat zurück.

„Aber das ist ja . . . nicht möglich,“ stotterte er und blickte sie völlig fassungslos an.

„Es ist die volle, traurige Wahrheit, mein Freund . . .“ entgegnete sie resignirt. „Die Erkältung, die mich während der letzten Woche am Auftreten gehindert hat, ist verschwunden — mit ihr aber auch meine Stimme . . .“

„Aber die Aerzte . . . was sagen die Aerzte?“

„Das Schlimmste . . . nichts!“

Eine peinliche Pause entstand. Sie hatte sich schmerzzerfüllt auf dem Divan niedergelassen — er stand völlig rathlos und mit bleichem, fast finstern Gesicht am Fenster.

Wäglich aber raffte sie sich empor und sagte mit erhobener, zuversichtlich klingender Stimme:

„Aber jetzt, lieber Freund, da Sie das Furchtbare wissen, kommen Sie, um mich zu trösten! Sagen Sie mir, daß Sie als mein Gatte mich durch Ihre Liebe, Ihre so oft bewiesene Unabhängigkeit entschädigen werden für all' die glänzenden Freuden

und Triumphe meiner Künstlerkarriere, auf die ich nun ferner für immer verzichten muß.“

Der Baron rührte sich nicht vom Plaze. Wie angewurzelt stand er am Fenster und tastete nervös auf den prächtigen Vorhängen umher . . .

„Verzeihen Sie, gnädigstes Fräulein, wenn ich infolge dieser schwermiegenden Entschüßung vielleicht nicht gleich den rechten Ton finde . . . Ich bin überzeugt, daß auch Sie in diesem Augenblick kaum fähig oder geneigt sein werden, über andere, über gleichgültigere Dinge zu sprechen, als das bedauerliche Mißgeschick, das Sie betroffen . . . Auch müssen Sie sich schonen, — jede Aufregung vermeiden, möglichst wenig reden . . . Vielleicht ist doch noch — Hoffnung vorhanden . . .“

Dann raffte er sich endlich zusammen, um ihr näher zu treten, und ergriff ihre Hand.

„Glauben Sie mir — man muß nicht immer gleich das Schlimmste fürchten, nicht gleich verzagen . . . Ich werde mich — an die besten Autoritäten Deutschlands und des Auslandes wenden, und jetzt gleich, noch in diesem Augenblick will ich Schritte thun, um Ihnen Ihren kostbaren Schatz, Ihr Gold, Ihr Vermögen, wieder erobern zu helfen. Jetzt gleich! — Es muß gelingen!“

Benige Minuten darauf hatte Baron Lenzfeld sich empfohlen, die gefeierte Sängerin aufgelöst in Schmerz zurücklassend . . .

Aber bereits am nächsten Morgen kam er wieder. Eine „Autorität“ hatte er noch nicht zu Rathe gezogen, aber Mancherlei war ihm durch den Kopf gegangen . . . Er wollte doch vorher noch einmal mit der Diva reden.

„Nun, Kleine, wie geht's Deiner Herrin heute?“ fragte er Lieschen beim Eintreten erwartungsvoll.

Sie antwortete nicht, lachte ihn mit einem merkwürdigen Ausdruck, der ihm fast wie Spott vorkam, an und verschwand. „Um? . . . heute so vergnügt?“ murmelte er verwundert, und ließ sich nachdenklich in einen Sessel fallen. Aber im nächsten Moment schon fuhr er überrascht empor . . .

Was war das? . . . Was schlug da vom Nebenzimmer her an sein Ohr? Täuschte ihn eine grausame Hallucination? Nein, Nein! Es war ihre Stimme, unbedingt Hilba's Stimme! . . . Und sie klang so rein, so schön, so voll, so entzückend und so kostbar wie je zuvor! . . . Was sie sang, war eines jener kleinen „Liedchen im Volkston“, durch die sie in populären Konzerten so oft die Menge entzückt hatte.

Grenzenlos überrascht blieb er stehen, horchte mit angehaltenem Athem und verschlang die Worte des naiven und doch für ihn so bedeutungsvollen Textes:

„Nacht sich ein Jüngling Dir,
Mädel, sei schlau!
Ist's auch ein Cavalier,
Mädel, sei schlau!
Nennst er Dich fein und hold,
Mädel, sei schlau,
Will vielleicht nur Dein Gold,
Mädel, sei schlau!“

Der Baron verstand jedes Wort. — ach, sie war ja berühmt, ihre deutliche Aussprache! — ja, er kannte das Lied sogar . . . Niemals aber hatte er dessen Sinn so erfaßt, wie in diesem fatalen Augenblick . . . Er presste in ohnmächtigem Zorn die Lippen aufeinander und schlug sich so heftig gegen die Stirn, daß die Nähte des Handschuhs krachten. In demselben Augenblick, während aus dem Nebenzimmer her der zweite Vers des Liedes hereintönte, erschien Lieschens Kopf in der Eingangsthüre. Diesmal lachte die Kleine übers ganze Gesicht — und das war nicht mehr leichter Spott wie vorhin, sondern diabolischer Hohn!

„Ah . . . Du kleine Here,“ raunte Lenzfeld, mit heftigen Schritten dem Ausgang zufliehend, ihr entgegen . . . „Sage Deiner Gnädigen, sie sei nicht nur eine große Sängerin, sondern eine noch größere Komödiantin.“

„Das habe ich ihr gestern bereits gesagt. Und wissen Sie, was sie mir darauf erwidert hat? . . . Das wird meinen zukünftigen Herrn Gemahl besonders freuen . . . Dann wird man mich — noch besser behandeln.“

Dabei öffnete Lieschen dem Baron unhöflich weit die Thüre und ihr lachendes Antlitz erschien ihm jetzt als grinsende Frage. Er sah einen kaum hörbaren Fluch aus . . .

Ohne noch ein Wort zu sagen, schritt er hinaus und stolperte die Treppe hinab, während ihm in gedämpften Akkorden aus der Wohnung der Sängerin immer wieder an das Ohr klang:

„Mädel, sei schlau!“

rund-
Fräu-
s, für
itte die
; die
eriger
te der
bet.
arif.
hoch-
über-
daß
u be-
angu-
t, um
lar ist.
hubart
über
Zu-
ht un-
eines
heror-
e und
hlen's
liefere
ge Un-
gehalt
erken?
lich in
nicht
ändern
ch mir
ebung
wird
r nicht
(.)
d eine
Das
nehmer
ieselbe
und an
hnerin
seines
weisen.
beun-
belse,
ng zu
lischen.
der . .
Da
einem
u segt,
! . . .
es ist
ngen.“
demach
lischen
haben.
Thüre,
wa des
d gleich
„einer
als er



* Kleines Feuilleton. *

Allerlei.

— **Die chinesische Rechtspflege.** Das Gerichtsverfahren im heutigen China erinnert vielfach an unsere mittelalterlichen Rechtsverhältnisse. Nur die militärischen Vergehen werden dort von Offizieren abgeurtheilt, während die Criminal- und Civilsachen von ein und demselben Richter, der meist zugleich auch die Verwaltung leitet, verhandelt werden. Eine Appellation, sogar bis zum Kaiser, ist zwar statthaft, hat aber keinen Zweck; trotzdem berichten die Zeitungen über derartige Fälle, um dem Volke die Meinung beizubringen, daß der Monarch über Recht und Gesetz wache. Das Gerichtszimmer ist äußerst primitiv. An einem niedrigen, mit Näpfchen und Pinsel zum Schreiben dienenden Tische sitzt der Richter, der Tag und Nacht zum Verhör bereit sein soll und sich nur in Amtstracht dem Volke zeigen darf. An beiden Seiten des Tisches befinden sich Siegel und Marken, die die Anzahl der Stockschläge angeben, welche ein Gefangener erhält. Die Wände zieren ernste Inschriften, darunter eine, die den Richter zur Milde ermahnt. Bei seinem Eintritt in den Saal wirft sich der Angeklagte dem Richter, der auf einem mit heraldischem Ungeheuer geschmückten Stuhle sitzt, zu Füßen. Rechtsanwälte ersüßern nicht, wohl aber Notare, die sich ihre Stelle kaufen müssen. Jede Anklage, Erklärung, jedes Plaidoyer wird zuerst von einem offiziellen Notar schriftlich aufgesetzt und gelangt dann im Gerichtshof zur Vorlesung. Bei der Untersuchung soll die Anwendung der Tortur auf Hände und Füße beschränkt sein, in der Praxis wird dieselbe indes mitunter recht grauenhaft ausgeübt. So z. B. durch stundenlanges Zerren der Ohren, Blutigschlagen der Lippen, Verbrennen der Finger, Aufhängen des Delinquenten am Daumen, Knien auf Glasstcherben, bis das Blut des Unglücklichen hervorströmt und er vor Schmerz ohnmächtig wird, wobei ihm die Hände auf dem Rücken an einen Stab gebunden werden, den Henkersknechte halten. Die Hauptstrafen sind: der Schandstoß, die Peitsche, Bambusstöße, Verbannung auf Lebenszeit und Tod. Der Schandstoß wiegt 30—40 Pfund und ist ein aus Brettern zusammengesetztes Viereck, dessen Seiten einen Meter messen. In der Mitte befindet sich ein Loch, durch das der Kopf durchgesteckt wird. Der Delinquent kann weder mit den Händen zum Munde gelangen, noch sich zum Schlaf niederlegen und verbleibt oft wochen- und monatelang in dem Schandstoß, auf welchem Name, Wohnort und Verbrechen verzeichnet stehen. Nicht immer wird er Nachts von seiner Last befreit, um sich am Tage mit derselben sein tägliches Brod zu erbetteln. Oft werden zwei Verbrecher in einen Schandstoß gesperrt. Die Peitsche ist als Zugabe zu anderen Strafen zu betrachten. Die Exekution erfolgt öffentlich und wird hauptsächlich an Dieben vollführt; auch steht dem Bestohlenen das Recht zu, den Henker beim Prügeln abzulösen. Bambusschläge werden auf dem nackten Körper gleich nach dem Urtheilsprüche im Gerichtssaal verabreicht; schon nach wenigen Hieben fließt das Blut in Strömen. Sämmtliche Körperstrafen können gewöhnlich mit Geld ausgelöst werden, was nach einem bestimmten Tarif geschieht. Fälscher und Gauner werden auf Lebenszeit verbannt. Letztere werden nach der Tartarei oder den Nordprovinzen als Ackerbauer oder Minenarbeiter in die Strafkolonien verschickt, wobei täglich 25 Kilometer zu Fuß zurückzulegen sind. Nicht selten sterben die Verbrecher unterwegs in Folge von Ermattung oder Mißhandlung. Die schlimmsten Unholde aber schießt man tätowirt über die chinesische Grenze und schlägt sie todt, falls sie zurückkehren. Die Todesstrafen sind verschieden. Am ehrenvollsten ist das Erdrosseln, weil der Körper dadurch nicht getrennt wird, schmadyvoller ist die Enthauptung und noch erniedrigender das Zerhauen des Körpers in Stücke, womit Eltern, Gatten- und Verwandtenmörder bestraft werden. Die Todesstrafe wird von den Chinesen im Allgemeinen mit philosophischer Ruhe ertragen. Verwandte und Freunde richten dem Verurtheilten vorher ein Liebesmahl aus.

— **Russische Scherze.** Vor zwei Jahren ernannte eine große Berliner Firma einen in Peterburg lebenden politischen Ingenieur zu ihrem Vertreter. Anfangs dieses Jahres verschwand dieser Ingenieur spurlos. All' Nachforschungen nach ihm blieben vergeblich. Auch die in Arschnist anangesagene

Behörden erklärten, über den Verbleib des Betreffenden nichts zu wissen. So nahm denn die Berliner Firma und die Familie des Verschwundenen an, daß derselbe verunglückt oder ermordet sei. Jetzt ist zu Aller Erstaunen der Ingenieur nach Petersburg zurückgekehrt. Derselbe sagt aus, daß er s. Zt. plötzlich auf der Straße verhaftet und in die Warschauer Citadelle gebracht worden sei, weil die Behörden ihn als Zeugen in einem politischen Prozesse benötigten. Trotzdem der Ingenieur sich nur als Zeuge auf der Warschauer Citadelle befand, war es ihm streng verboten, über seinen Aufenthalt an irgend jemand Mittheilung gelangen zu lassen. Vor 20 Jahren war der betreffende Ingenieur ein Mal in einen politischen Prozeß verwickelt gewesen, ohne indessen verurtheilt zu werden.

— **Sic transit gloria mundi.** Wie bereits kurz gemeldet, ist in Baden bei Wien der Träger eines historischen Namens, Adolphe Duval de Dampierre, plötzlich gestorben. Vor Jahren kam er als armer Mann in den erwähnten Kurort und fristete seinen bescheidenen Unterhalt als Winkelschreiber. Im Herbst 1889 wurde Dampierre, der unverheirathet gewesen, von seiner verlassenen Geliebten überfallen und mit einem Rasirmesser derartig im Gesicht verletzt, daß er erst nach geraumer Zeit das Krankenlager verlassen konnte. Duval de Dampierre besuchte lezthin ein kleines Gasthaus, und während er im Begriffe stand, sein einfaches Nachtessen einzunehmen, stürzte er vom Sessel herab und war, bevor noch der Arzt erschien, eine Leiche. Der Verstorbene war ein Abkömmling des österreichischen Feldherrn Heinrich Duval Graf von Dampierre, der unter Kaiser Rudolph II. gebiert, 1604 die Insurgenten in Ungarn und Siebenbürgen besiegte und 1620 in einem Angriff auf Breßburg fiel. Das Dampierre-Kürassier-Regiment genießt bekanntlich für immerwährende Zeiten das Recht, mit klingendem Spiele durch die Wiener Hofburg zu ziehen.

— **Professor Doepler über die Gestaltung von Annoncen.** Der bekannte Maler Professor E. Doepler d. J. hat neulich im Kunstgewerbeverein die zweckmäßigere Ausstattung von Anzeigen angeregt. Er zeigte u. A. amerikanische Annoncen in geschriebener Form. Die Hauptfache bleibe, daß die Firma hervorleuchte und bekannt werde. Es komme bei der Annonce auf eine auffallende Verwendung von Schwarz und Weiß und auf eine geschickte Vertheilung des Raumes an. An die Stelle konventioneller Formen sollten originelle Ideen treten. Zuweilen sei z. B. ein Verirbild am Plage. In Paris sah man an einer Stelle immer neue Annoncenbilder, so eines Tages einen eifrigen Klavierspieler, aber das Piano fehlte. Darunter stand: „Wo ist das Klavier?“ Am nächsten Tag las man als Antwort: „Das gesuchte Klavier befindet sich beim Pianofabrikanten X., rue de zc.“ Bei der Annonce ist eben das Wichtigste, daß sie Aufmerksamkeit erregt.

— **Die meisten Adeligen hat Rußland mit 500 000, dann folgt Spanien mit 470 000, Oesterreich mit 439 000, Frankreich mit 360 000. In England giebt es dagegen nur 4120 adelige Familien mit erblichen Titeln. In Italien giebt es 400 fürstliche und 458 herzogliche Familien, 958 haben das Marquisat, 1679 sind gräflich, 318 gehören dem Ritterstande an und 2273 sind „Edelleute“.**

Weiteres.

Amerikanische s. In einer Hariforder Apotheke spielte sich neulich die nachstehende Szene ab. Ein Mann tritt ein und ruft dem Clerk in größter Hast die Worte zu: „Mit des Himmels willen, das stärkste Mittel gegen Kopfschmerzen, so schnell Sie können!“ — Der Clerk springt auf, ergreift die Flasche mit doppeltem Ammoniakgeist und hält sie dem Manne vor die Nase, welcher, ohne zu wissen wie, ein paar so gewaltige Athemzüge daraus thut, daß ihm für einige Augenblicke die Sinne vergehen. Als er wieder zu sich kommt, ist das Erste, was er thut, daß er dem Clerk eins mit der Faust auf den Kopf versetzt. „Halt ein“, ruft dieser zur Seite springend, „sind Ihnen etwa Ihre Kopfschmerzen nicht vergangen?“ — „Zum Teufel mit meinen Kopfschmerzen.“ brüllt ihn der Andere, sich die Thränen wischend, an, „wer spricht denn von meinen Kopfschmerzen? Meine Frau ist es, welche die Kopfschmerzen hat!“